

Wir sind es gewohnt und haben es auch so gelernt: Die Verkündigung Jesu ist eine Froh-Botschaft. Und das passt doch wunderbar in unsere ach so schöne Welt, das muntert auf, das baut auf, das tut einfach gut.

Nun hat uns aber der Evangelist heute im Evangelium ein Gleichnis Jesu überliefert, das überhaupt nicht in dieses gewohnte Bild passen will. Denn dieses Gleichnis vom Feigenbaum kann man drehen und wenden wie man will, es ist und bleibt eine Drohung: Wenn dieser Feigenbaum keine Früchte bringt, dann wird er eben umgehauen. Und an dieser Drohung ändert auch die einjährige Schonfrist nicht viel, die der Winzer aushandeln konnte.

Eine solch ungemütliche Botschaft zwingt förmlich dazu, etwas genauer hinzuschauen.

Bereits beim Täufer Johannes findet sich im selben Lukasevangelium ein ganz ähnliches Bild: „Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ (3,9) Mit diesem drastischen Bild macht Johannes darauf aufmerksam, dass sein Ruf zur Umkehr existentielle Bedeutung hat. Das, wozu er aufruft, das hat nichts zu tun mit frommer Unterhaltung. Hier geht es um etwas, von dem nichts Geringeres als das Leben abhängt.

Und genau hier kommt eine Unterscheidung zum Tragen, die nicht immer genügend Beachtung findet: Es gibt sicher unzählige Dinge, die sind ganz schön, wenn man sie hat; wenn man sie aber nicht hat, ist das zwar bedauerlich, aber nicht weiter tragisch. Doch daneben gibt es aber auch Dinge, bei denen ist es völlig anders: Wenn man die nicht hat, dann fehlt etwas so Wesentliches, dass ihr Fehlen das Leben beeinträchtigt und erheblich schädigen kann.

Als Folge dieser Unterscheidung würde sich jetzt fast automatisch eine glasklare Rangliste von Wertigkeiten ergeben, die in jedem möglichen Konfliktfall sofort zu eindeutigen Entscheidungen führen müsste. Dass dem aber sehr oft nicht so ist, das hängt zu einem erheblichen Teil auch damit zusammen, dass bei uns selbst die wertvollsten Dinge im Laufe der Zeit ganz erheblich an Wert verlieren, weil sie zu etwas Selbstverständlichem geworden sind. Selbstverständlichkeit entwertet alles! Deshalb geht uns der Wert vieler Dinge leider erst dann wieder auf, wenn wir sie plötzlich nicht mehr haben. Das gilt so für Menschen, die mit uns zusammenleben, aber auch für viele andere Dinge.

Es ist z.B. im Moment in vielen Ländern zu beobachten, dass die Generationen, die nicht um die Demokratie kämpfen mussten, ganz offensichtlich nicht mehr wissen, welchen Wert sie hat.

Das gilt so auch für unseren Glauben. Im Gegensatz zu den ersten Generationen, die noch mit heftigsten Widerständen und Verfolgung zu kämpfen hatten, ist unser Glaube seit Jahrhunderten von größter Selbstverständlichkeit geprägt; zum Glauben sind wir fast alle gekommen wie zur Nationalität, eine richtige Entscheidung fand eigentlich nie statt. Auch wenn sich diese Situation heute zu ändern beginnt, diese jahrhundertealte Erfahrung bestimmt noch immer weitgehend das Denken. Doch damit wird auch der Glaube zu einer Selbstverständlichkeit, die deutlich an Wert verliert. Es ist z.B. auffallend, wie oft in den Biographien von europäischen Heiligen eine spätere, eine sog. „zweite Bekehrung“ geschildert wird.

Ein Glaube, der selbstverständlich geworden ist, bekommt dann auch Probleme mit den „Früchten“. Natürlich bringt der Glaube Früchte und hinterlässt im Leben eines Glaubenden deutliche Spuren. Doch zur Selbstverständlichkeit gehört es auch, dass diese Früchte bald gar nicht mehr als Folge des Glaubens erkannt werden; sie sind inzwischen zu einer ganz normalen gesellschaftlichen Gewohnheit geworden, eine Gewohnheit, die aber sehr schnell brüchig wird, wenn sie nicht mehr mit ihrem Fundament verbunden ist.

Die Menschenrechte z.B. als eine Frucht von christlichen Grundüberzeugungen, verlieren an Klarheit, wenn ihr Fundament in Vergessenheit geraten ist; jetzt kann sie jeder so interpretieren und hinbiegen, wie er es eben gerade braucht.

Und jetzt ist es nur noch ein kleiner Schritt, bis der Glaube zur völligen Bedeutungslosigkeit verkommen ist. Dann kann es auch keine Früchte mehr geben. Dann bleibt eigentlich nur noch das „Umhauen“ (vgl. V 8).

Doch genau an dieser Stelle hackt Jesus im Gleichnis ein. Wenn er der Winzer ist, dann ist er es auch, der gegenüber dem Weinbergsbesitzer, seinem Vater, einen hoffnungsvollen Aufschub aushandelt. Allerdings ist dieser Aufschub keine Zeit des Abwartens und Zuschauens, sondern eine Zeit, die aktiv genutzt werden will. Im Gleichnis redet Jesus vom „Boden um ihn herum aufgraben und düngen.“ (V 8) Konkret könnte dies bedeuten:

- Einmal sehr genau und präzise wahrnehmen, wie ein Leben ohne Glauben funktioniert, weil man vieles eben erst wieder entdeckt, wenn man es nicht mehr hat. Diesen Test müssen Sie aber nicht unbedingt selber machen; es gibt sicher genügend praktische Beispiele in ihrer Umgebung, an denen sie die Folgen studieren können.
- Und dann geht es darum, die eigentliche Bedeutung und den Wert des Glaubens wieder klar wahrzunehmen, und ihn dann aber auch entsprechend zu behandeln, denn nur so kann er Früchte bringen.

Hier stoßen wir auf eine einfache, aber heute leider weitgehend verpönte und deshalb verdrängte Realität, die dann von vielen als Drohung empfunden wird: Wenn der Glaube im wahrsten Sinne des Wortes etwas Lebensnotwendiges ist, dann kann eben keiner auf Dauer ungestraft auf ihn verzichten.